

Theodor Fontane

Ein Zeitgenosse auf Wanderschaft

Der „Hohenfriedberger“ klingt und bleibt in den Bäumen der Chaussee hängen. Staub wirbelt auf und hindurch leuchtet das Blau der Uniformen. Siegreich blitzt der Stahl unter der strahlenden Sonne. Ein huldreicher Hymnus auf Preußen zu dessen 300-jährigem Königreichsjubiläum wird unter das wohlwissende Volk zu streuen sein – und zu diesem Zwecke soll auf einen durch seine Romane bis heute durchaus bekannten Schriftsteller aufmerksam gemacht werden, der einerseits posthum keinerlei Wehr besitzt, andererseits tatsächlich ein freudiger Preuße war und daher zügig am Zaume seiner Popularität herbeigezerrt werden kann.

So natürlich nicht – vielmehr möchten wir einen Theodor Fontane vorstellen, dessen vielfältiges Werk zwar in vieler Munde, jedoch nur zu geringsten Teilen wirklich im Geiste präsent ist. Zu diesen von manchen noch gelesenen, von anderen gar studierten Schriften zählen die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, die hiermit zum Anlass genommen werden sollen, Fontane als Literaten, dem es auf seltene Weise gelang, seine dichterische Profession mit einem Bewusstsein zu verknüpfen, das als *Historiorelativismus* bezeichnet werden kann, wieder zu entdecken.

Aus seinem reichen Gesamtwerk stechen die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ noch immer hervor, obwohl Fontane in dieser Art sich nicht nur den brandenburgischen Lokalitäten, der märkischen Provinz, zuwandte, sondern bereits zuvor ähnliches über Reisen und Wanderungen durch England und Schottland veröffentlichte. Hier kam ihm auch die Idee, „die Marken, ihre Männer und ihre Geschichte“ sich zum Thema zu wählen, „um Vaterlands- und künftiger Dichtung willen“. Dieses Vorhaben, 1863 begonnen, nahm erst Anfang der 80er Jahre, als Fontane beabsichtigte, mit Erzählungen und Romanen über den Provinzliteraten zu reüssieren, ein Ende, und blieb doch ein stets avisiertes Vorbild für Generationen von Dichtern, die ihre humanistische Bildung ebenso mit den unmittelbaren Gegenständen des Lebens verbinden wollten. Dazu gehört, dass Fontane selbst im Zuge seiner eingehenden und trefflichen Beschäftigungen mit den Objekten seines Werkes genauestes Augenmerk auf diese Personen richtete, die unbemerkt von den großen literarischen Strömungen ihre Landschaft, ihr Dorf, historische Gestalten, Sagen und von Mund zu Mund weiter gereichte Mythen zum Stoffe ihrer dichterischen Bearbeitung und Überlieferung nahmen.

Als Beispiel soll an dieser Stelle, ganz im Sinne Fontanes, ein Gedicht des Luckenwalder „Lokalpoeten“ Egbert Hanisch dienen:

**Ist der schwüle Tag gesunken,
In der Dämmerung Nebelflor,
Sieh, da steigen goldne Funken
Aus dem Abendrot hervor;
Auf den schimmernd stillen Gassen
Stirbt der letzten Tritte Schall,
In den Zweigen, wie verlassen,
Träumend schlägt die Nachtigall.**

Unter den vielen Portraits etwa von Generälen, Adeligen, Königen und Rebellen der märkischen und preußischen Geschichte finden sich einige, die auch den Dichtern der Provinz gewidmet sind. Zu ihnen zählte sich Fontane nur eingeschränkt, und doch steht er in einer Linie mit ihnen, bezog sich offenen Wortes auf sie und erachtete sie stets ihres Tun für würdig, gleichgültig, ob er ihr Wesen, ihre Lebensarten billigte. So wird ersichtlich, dass Theodor Fontane durchaus zu den Heimatdichtern zu rechnen ist; zu jenen also, die ihre unmittelbare Lebensumgebung, ihre kulturelle Verwurzelung in der alltäglichen Spürbarkeit der Gemeinschaft und des landschaftlichen Raums, als mikroskopischem Teil im Verhältnis zum Weltenlauf, dem gleichwohl Größe verliehen wird, zum Thema wählten. Literatur, die sich der sogenannten Provinz auf diese Weise widmet, kann jedoch nur entstehen, soweit bereits eine Distanzierung vom Lande, die Auflösung des Ferments zwischen Vorstellung und Bewusstsein, wirksam geworden ist: Dann werden die Orte der Lebensweise und der Überlieferung schlicht beliebig. Umso größer wird andererseits der Drang, Hintergründiges, sozusagen Erde unter den Füßen zu finden. Eher darum hebt sich Fontane aus der Zahl dieser längst unbekannt gewordenen Autoren hervor, darin besteht das zeitlos Währende seiner Reisebilder durch die Provinz.

Der schnelle und recht große Erfolg der „Wanderungen“ zu Lebzeiten Fontanes (bereits ein Jahr nach dem ersten Erscheinen des ersten Bandes wurde eine zweite Auflage publiziert) beruht auf der Vertrautheit des Beschriebenen, der Reichhaltigkeit der Ort- und Landschaften, die Fontane bereiste, der thematischen Abwechslungen von Ortsnotizen mit den *curricula vitae* altansässiger Familien sowie allseits bekannter brandenburg-preußischer und

deutscher Geschichte zu einem in der Tiefe ausgeloteten Fundament momentanen, zeitgenössischen Lebens auf einer im Strome der historischen Ereignisse treibenden Scholle. Zu guter Letzt bleibt der Stil, von ihm selbst als "Causerie", als Plauderhaftigkeit, als leichte, subtil ironische Art des Schreibens verstandene Form ein weiterer wichtiger Grund für die Verbreitung dieses Werkes, das in den 80er Jahren in Preußen gar zur Schullektüre deklariert wurde. Jene Causerie eröffnet im wahrsten Sinne des Wortes einen gelassenen Zugang über alle Genauigkeit und Penibilität hinweg, eine durch Frische, Kraft und Würze in Ausdruck und Wortwahl



nachspürende Lebendigkeit, ja Vitalität, die nie nur durch die Spiegelung der Augenblicke gezeichnet, sondern den Versuchen ergeben ist, den weiten Sinnhorizont aus Zeiten, Handeln und Gegebenem, Werden und Gewesenem zu wahren, gleichsam zu konservieren.

Beachtung verdienen Fontanes "Wanderungen" kaum allein der gewissen literarisch-schöngeistigen Popularität seines Oeuvres wegen. Sie stellen zugleich unverkennbar ein Dokument ihrer Epoche dar, die ähnlich der heutigen durch umwälzende Veränderungen in Kultur, Politik und Ökonomie gekennzeichnet ist. Dass er dieses aufrichtig anerkennt und ebenso zur Vorsicht mahnt ob der Ungleichzeitigkeiten, die in solchen als schnell

empfundene Verrückungen vom Bisherigen evoziert werden, tritt deutlich vor Augen, wenn Fontane betont, dass "wir [...] die Großen und Mächtigen geworden [sind], aber [...] nicht vergessen [sollten], aus welchen Lenden wir gesprossen sind [...]". Denn jeder Vitalismus fordert seinen Preis: So sehr er auch im Augenblick in seiner Omnipräsenz zu Gehorsam und Gefolgschaft drängen mag, vernebelt er gleichzeitig oft genug im großen Maße die Vernunft, die Konsequenzen temporärer Einsamkeit wahrzunehmen. Eine Einsicht, die nicht nur Fontane, sondern eine ganze literarische, kulturelle Strömung, den "Realismus", prägte und in den Worten von Friedrich Nietzsches "Zarathustra", "Gott ist tot", diagnostisch und plastisch drohend die klarste Aussprache fand. Neben dieser prinzipiellen Kritik an der infiltranten, von aufgeblähten und trapistisch leeren Mythen zehrenden Egomane des sich weit ausgreifend formenden Bürgertums erscheint mit dem der neuen städtischen Kultur und deren Feuilletons gemäßen Sprache auch der in Fontanes Hintersinn eingebettete Ruf nach der nötigen, weil fundamentierenden Beharrlichkeit von Wertvorstellungen, die in einer sich auflösenden fürstlich-ständischen Welt weiterhin als Inhalte des Humanismus und der Aufklärung dienen sollen.

Was heißt Humanismus in diesem Zusammenhang eigentlich, will man nicht auf ein abgegriffenes, zur hohlen Phrase schaler Philantrophie verkommenes Zeichen rekurren? Es heißt: die Natur des Menschen, gleich welcher Bedeutungsdefinition sie unterliegen mag, in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Gleichgültig ist der Begriff der Natur vor allem deshalb, da mit ihm das Unveränderliche, sozusagen das Wesen des Menschen benannt wird, das, was sich in Denken und Handeln, in Vergangenheit und Zukunft so substantiell niederschlägt, dass es über Generationen hinweg, in seinem Prinzip weder durch Interpretationen noch von Moden berührt und erfasst werden kann. So schwer es sein mag, dieses Wesen eindeutig zu benennen, in Begriffe und rationale Kalküle zu integrieren, so bleibt es doch stets Objekt der Besinnung und Suche nach dem geheimnisvoll Immanenten, aus dem der Versuch abgeleitet wird, überhaupt in sich wie über sich hinaus das Elementarste des Seins verstehen zu wollen. Dass dies erfolgen kann, verdankt sich nicht allein der Tatsache der Faktizität, sondern der Mühe, der Anstrengung, der Standhaftigkeit, d.h. der gestrengen Forschung, die gleichermaßen Gedanken, Erscheinungen und Erfahrungen sammelt. Dieses Sammeln, diese Orientierung an dem, was dem Menschen trotz aller Dubiosität und Makel- wie Mangelhaftigkeit am

nächsten liegt, beruht auf dessen Achtung, dessen Aufmerksamkeit: Es ist dieses methodische Primat der Selbstvergewisserung, das in jeder Epoche innehalten lässt im Zweifel und im Erstaunen über das mit soviel Sinn erfüllte Sinnlose. Humanismus heißt aber auch, 'im Geiste der Alten' der Alten und ihrer Nachfahren zu gedenken, sie nicht zu vergessen oder als obsolet zu relativieren. Peter Sloterdijk schrieb einmal, dass der Humanismus sich im Austausch von Briefen und Büchern an Freunde (den Leser) ausdrücke – dass also Bänder der Gewahrung gespannt werden, deren wir uns zur Belehrung bedienen, auf dass wir nicht der Illusion erliegen, aus einer Handvoll Erfahrungen und in Kenntnis der aufgeklärtesten Methoden die "Weltlichkeit der Welt" und ihr Zustandekommen für alle Zeiten erklären zu können.

Wichtig in jeder Ära ist das Bewusstsein, nicht das Produkt, sondern die Ursache eines Desasters zu sein, denn erst diese Annahme befreit von der Inkommensurabilität einer Hybris, die die Zügel der Geschichte in den Händen der Zeitgenossen sieht. Darin ruft sich die Philantrophie zu Worte und nicht durch das Postulieren einer *lex humana*, die verfasste Zufälligkeit im Sinne technischer Zerfallbarkeit ist. Ebenso lässt sich etwa die Konstruktion einer "Zivilreligion" in Europa nach amerikanischem Vorbilde betrachten: Wenngleich sich deren Relevanz kaum infrage stellt, bedeutet sie doch keineswegs einen wirklichen Schritt zur "Erlösung vom Bösen" im Menschen und wird wie jedes Experiment, das auf dem Fundament apodiktischer Glückseligkeit – jenes 'es soll sein und es ist!' – stilisiert wird, am Ende scheitern. Religionen und Ideologien, samt der ihnen eigenen Opfergedanken und der daraus resultierenden individualnegierenden Konsequenzen, erfahren in Gestalt formulierter „Gesetzmäßigkeiten“ die Kunst einer unnatürlichen Synthese. In dieser Kunst liegt verborgen die Erwartung, aus den normierten Möglichkeiten des Daseins diejenigen auszuwählen, mit denen die Anforderung, den (im Wortsinn) "idealen" *homo novus* zu bilden, erfüllt werden kann. Vergleicht man die herrschenden sozialen Bedingungsgesetze mit der Kritik der Realisten respektive Fontanes, so wird deren Auffassung, "als ob das Künstlerische immer im Künstlichen läge; gerade da liegt es nicht", nicht nur in ihrer Aktualität bestätigt; vielmehr scheinen sich trotz notorischer Erhellung nur die ewig gleichen Entwicklungen und Stagnationen atavistisch aufzuweisen. In diesem Sinne sind auch die viel beschworenen Menschenrechte nur als Gesten des Potentiellen anzusehen und keinesfalls als Essenz des menschlichen Wesens.

Gerade hier tritt die Geschichte und die Geschichtsschreibung auf und korrigiert jene Illusionen, die auf der Zerdrückung von Zusammenhängen und Widersprüchen basieren; man kann sagen, sie wird zur Konklusion bewusst gewordener Konsequenz. Und doch korrespondieren die Sammlung unserer Wünsche und unseres Sollens und die Forschungen nach unserer Herkunft – in der Vorleistung der Schrift, von Prosa und Lyrik, von Weite und Dichte, aus denen für die Zukunft zu schöpfen die Aufgabe für die Befriedigung der menschlichen Antriebe ist – miteinander. Gerade diese substantialisierte Art des Bewusstseins wird bei Fontane offenbar. Wir bemerken in seinem Stil eben jenes Talent, jene Fähigkeit verdichtender Leichtigkeit und ungezwungener Lakonie, die mit dem Schicksal zu versöhnen scheint, die den Tod in die gute Stube bringt, ohne Grauen zu erregen, aber auch ohne Ernsthaftigkeit und Schrecklichkeit verloren gehen zu lassen. So vermittelt er die Imagination, heiteren Schrittes die Mark Brandenburg zu durchstreifen, ihre freie Luft zu atmen, klaren Blicks ihre Gefilde zu durchmessen und neugierig unvoreingenommen die Bewohner wie deren Vorfahren als prägende Kräfte von Landschaft und Mentalität in dieses Organon einzufügen. Kennzeichnend dafür ist das abgewogene Urteil und sind die abgewogenen Worte: Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, Deutlichkeit, Ehrbarkeit und Fürsorge, eindeutig gepaart mit geleitender "Väterlichkeit" gegenüber den Nachgeborenen und dem Bewusstsein moralischer Verpflichtung, durchdrungen von dem Wissen um die dialektische Freiheit des Einzelnen, stellen die Kontinuitäten der menschlichen Natur den ephemeren Erscheinungen als bedeutsamere voraus. Daher ist seine Themenwahl durchaus opulent und weitgefächert, denn alles besitzt seinen ihm angestammten Platz und vervollständigt durch seine Erwähnung und Beiordnung nur die große Unübersichtlichkeit: sei es der Lobgesang auf die Schmachhaftigkeit und den wirtschaftlichen Erfolg der Spreewälder Gurken, die Geschichte des Berliner Wollmarktes, die Fahrt mit einem Kutscher durch den märkischen Sand oder das großartige Bildnis des landwirtschaftlichen Pioniers Albrecht Thaer und seiner Schüler. Auch individuelle Souveränität beruht auf der Klarheit und Genauigkeit des Wissens über das eigene Sein und die darin implizierten Einflüsse des historischen und präsenten Vorhandenen, auf das man selbst kaum einwirken kann, das gleichwohl aber auf uns einwirkt. Der Wahlmöglichkeiten sind wenige. Da nichts oder doch nur das Wenigste dem Vergessen anheimfällt, nützt letzteres nur der langsamen Verschlingung in die Folgen unseres Handelns, denen wir schließlich im Verlustigwerden der die Seinsweisen definierenden Gewissheiten des kulturellen Bewusstseins aus-

geliefert wären, und somit der Desillusionierung vorstellbarer Zukunft.

Der Geist, der Fontanes "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" beherrscht, lässt sich kaum besser beschreiben als mit seinem sicherlich bekanntesten, in diesem Zusammenhang gleichwohl markantesten Gedicht:

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: "Junge, wiste ne Beer?"
Und kam ein Mädél, so rief er: "Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb ne Birn."

So ging es viel Jahre, bis lobesam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende, 's war Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit;
Da sagte von Ribbeck: "Ich scheid' nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab."
Und drei Tage darauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbeck sie hinaus,
Alle Bauern und Büdner mit Feiergesicht,
Sangen "Jesus meine Zuversicht",
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
"He is dod nu. Wer giwt uns nu ne Beer?"

So klagten die Kinder. Das war nicht recht –
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht;
Der *neue* freilich, der knausert und spart,
Hält Park und Birnbaum strenge verwahrt.
Aber der *alte*, vorahnend schon
Und voll Mißtraun gegen den eigenen Sohn,
Der wußte genau, was damals er tat,
Als um eine Birn ins Grab er bat,
Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus
Ein Birnbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung übern Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: "Wiste ne Beer?"
Und kommt ein Mädél, so flüstert's: "Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick gew di ne Birn."

So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Alle Zitate wurden der Ausgabe
Theodor Fontane: Wanderungen
durch die Mark Brandenburg,
(Bde. 1-7), Berlin: Aufbau
Taschenbuch Verlag, 1998,
entnommen sowie der lesens-
werten Biographie von
Helga Bemann: Theodor
Fontane. Ein preußischer
Dichter, Berlin: Ullstein, 1998.